

Weltgründung nach dem Tod der Geschichte und nach dem Tod des Menschen.

Wenn die Theologie auf den Mythos evolutionistisch entfristeter, leerer Zeit im Hintergrund der europäischen Moderne aufmerksam macht, dann ruft sie damit keineswegs – hilflos oder arrogant – nach der Abschaffung unserer wissenschaftlich-technischen Zivilisation und ihrer Errungenschaften. Sie proklamiert nicht etwa den fahrlässigen Wunsch nach Euthanasie der Technik. Sie fragt vielmehr nach einer imaginativen Wahrnehmung von Welt, in der Wissenschaft und Technik auf ihren *instru-*

*mentellen* Charakter festgelegt bleiben. Sie fragt nach Befristungsmöglichkeiten der immer mehr selbstlaufenden, immer subjektloser wirkenden Modernisierungsprozesse, in denen der Mensch immer weniger sein eigenes Gedächtnis und immer mehr nur noch sein eigenes Experiment ist. Ehe wir auf diese Fragen nach Antworten, nach Orientierungs- und Widerstandsreserven in fernen Kulturen suchen, hätten wir auf die Tiefendimensionen unserer eigenen zu achten – und reichten sie zurück bis in die Wurzeln des biblischen Gottesdenkens.

Johann Baptist Metz

## Natur als Grund und Grenze des Menschen

Ein philosophisches Seminar der Katholischen Akademie in Bayern

*Angesichts der ökologischen Krise und der verbreiteten Zweifel an der technisch-wissenschaftlichen Rationalität der Moderne stellt sich heute neu die Frage nach dem Verhältnis des Menschen zur Natur: Kann sie bergender Grund werden, oder gibt es andere Auswege aus den krisenhaften Begleiterscheinungen des wissenschaftlich-technischen Umgangs mit ihr? Das diesjährige Philosophische Seminar der Katholischen Akademie in Bayern vermittelte einen guten Überblick zum gegenwärtigen Problem- und Gesprächsstand in dieser Frage.*

„Die Erkenntnis, daß unsere natürliche Umwelt durch uns selbst bedroht ist, hat vielerorts ein Nachdenken über die Natürlichkeit des Menschen, über die Natürlichkeit unseres Verhältnisses zur Natur und schließlich über das Wesen der Natur selbst provoziert.“ Mit dieser Diagnose lud die Katholische Akademie in Bayern Studenten und Assistenten aller Fachbereiche zu ihrem diesjährigen Philosophischen Seminar „Natur. Grund und Grenze des Menschen“ ein. Und hätte nicht allein die Brisanz und Aktualität der Thematik sowie die Seriosität des Veranstalters und Co-Veranstalters (Hochschule für Philosophie, Philosophische Fakultät SJ, München) genügt, um Interessierte aus allen Teilen Deutschlands und seiner Nachbarländer nach München zu rufen – das Aufgebot an Kapazitäten aus dem breiten Spektrum der deutschen Hochschullandschaft hätte letzte Bedenken zerstreut; Bedenken darüber, daß das Ganze vielleicht doch nur einer simplen Mode folgt, die aus der Hochkonjunktur des Themenfeldes „Mensch, Natur, Technik“ – eine Hausse, wie es scheint, die keine Baisse zu fürchten hat – Gewinn schöpft. Reden läßt sich – zumal nach Proklamation des „New Age“ – bekanntlich über alles. Begründet zu reden aber ist eine Forderung, der sich seit Platons „logon didonai“ (Rechenschaft ablegen) die philosophische Rede zu stellen hat.

Spricht ein Philosoph über „Natur. Grund und Grenze

des Menschen“ darf man folglich anderes als Deklamationen und Appelle erwarten. Anderes aber auch als man von den Wissenschaftlern zu hören gewohnt ist. Den auf Teilerkenntnis und Spezifität eingeschworenen Wissenschaften fehlt ja bekanntlich genau das, was vom Philosophen erwartet wird: die Ganzheit der Natur. Der quantifizierende Naturwissenschaftler hält zwar die Teile in seiner Hand, doch ihm fehlt leider das geistige Band, wie schon Goethe im „Faust“ pointierte. *Die Rede über die Natur* hat sich im Gang neuzeitlicher Rationalität ausdifferenziert in Reden über Naturregionen und deren mannigfache Untergliederungen. Je eingrenzter der zu untersuchende Bereich, desto größer die Erfolgsquote verwertbarer Ergebnisse.

### Die Einheit von Mensch und Natur ist nicht mehr einzulösen

War diese Konzeption grundlegend für wissenschaftlichen Fortschritt und technische Umsetzung und Nutzbarmachung dieser Erkenntnisse, durch die wir eine in der Weltgeschichte einzigartige Verfügung über die Natur erreicht haben, so verdanken wir ihr auch die enormen Folgelasten, die sich gegenwärtig am augenfälligsten in Rüstungs- und Umweltproblematik sowie Gen- und Informationstechnologie zeigen. Folgen, die sich zwangsläufig dann ergeben, wenn dem Bereich und Teil Vorrang vor dem Ganzen eingeräumt wird, ja wenn – grundlegender – der Naturbegriff keinerlei Bezug mehr zu menschlicher Sittlichkeit und Moralität hat, wie das noch für Antike und Mittelalter galt. Die auf ganzer Breite erfolgte und auch gegenwärtig noch nicht zum Stillstand gekommene Ausdifferenzierung ohne Einheitsbezug ist das Problem, dem sich die philosophische Reflexion gegenübergestellt sieht, sofern sie über *die Natur* zu reden sich bemüht.

Eine enorme Last also hatte die Katholische Akademie sich und den Referenten auferlegt: Wie kann man *in* und *durch* die Vielheit der Stimmen die Einheit der Natur erkennen und bewahren – also dem Rückfall in die Ideologie eines neuen Einheitsmythos, wie sie die Bewußtseinsindustrien des New Age zuhauf anbieten, entgegen? Durch Diskussionsvorlesungen am Vormittag, Arbeitsgemeinschaften am Nachmittag sowie zwei auch einer breiteren Öffentlichkeit zugängliche Abendvorträge sollte dieser Problematik nachgegangen werden. Dem Bonner Philosophen *Hans Michael Baumgartner* war die schwierige Aufgabe einer Einführung in das weite Problemfeld zugefallen.

Die gegenwärtige Beschäftigung mit „Natur“ – so Baumgartner – sei weder durch eine innerphilosophische noch eine genuin wissenschaftliche Diskussionslage, sondern allein durch die Krisenerfahrung mit einer hypertrophierenden wissenschaftlich-technisch-administrativen Rationalität provoziert. Nutzbarmachung der Natur schlage in eine Zerstörung der Natur um, ja der Mensch selber werde in der Gentechnik zum bereits auf biologischer Ebene manipulierbaren Naturobjekt, und die immer schnellere Überwindung von Entfernungen zerstöre schließlich Heimat und uniformiere Gegensätzliches. Die jeweils *positive* Intention zeitige ein *negatives* Resultat, so daß man von einer Dialektik der Technik reden könne. Diese Krisenerfahrung erweckte spätestens seit den 60er Jahren intensives Nachdenken über Fehler, Unzulänglichkeiten und Schwachstellen wissenschaftlich-technischen Handelns und konzentrierte sich schließlich auf den Totalitätsbegriff „Natur“: Ist zuletzt ein alles Erkennen und Handeln leitender verkürzter Naturbegriff das Übel der gegenwärtigen Krise?

Drei Typen geläufiger Lösungsvorschläge lassen sich – nach Baumgartner – ausmachen:

- die pragmatische Lösung: durch einen weiteren und verbesserten Ausbau der Technik sollen die für die Natur schädlichen Folgen bekämpft werden; eine fundamentale Änderung des Naturverständnisses sei nicht nötig. (Exemplarisch hierfür: *Hermann Lübke*)
- die ethische Lösung: eine ökologische Ethik solle den Umgang des Menschen mit der Natur in rechte Bahnen lenken, um den „Frieden mit der Natur“ zu sichern. (Exemplarisch hierfür: *Klaus-Michael Meyer-Abich*)
- die spekulativen Lösungen: die gegenwärtige Krise – so die Option – sei die Folge einer durch die neuzeitliche Naturwissenschaft erfolgten Zerstückelung und Mechanisierung der Natur; an ihre Stelle oder zumindest zu ihrer Ergänzung solle ein organisches Denken treten. Als Kandidaten, die dies gewährleisten, werden vor allem gehandelt: teleologische Betrachtung der Natur (*Robert Spaemann*), idealistisch-spekulatives Erfassen (*Walter Zimmerli*) und ganzheitliches Denken (*Fritjof Capra*).

Da die pragmatische Lösung die Krise nicht tief genug angehe, die ethische in der Ohnmacht des Sollens stek-

kenbleibe und die spekulative Einheitsstiftung vor dem Gerichtshof kritischen Denkens nicht zu rechtfertigen sei, müsse man einen anderen, erfolgversprechenden Lösungsvorschlag bezüglich der prekären Vermittlung von Natur und Mensch erarbeiten: Die Einheit von Natur und Mensch könne nur als regulatives Prinzip gedacht und festgehalten, nicht aber materialiter erkannt und eingelöst werden. Nur diese Kantische Form von Einheit sei geeignet, von den Kurzschlüssen einer Reduktion der Natur auf menschliches Wollen und Denken (wie im Idealismus) und einer Durchstreichung des Menschen (wie im Materialismus und Naturalismus) abzuhalten. Menschliches Leben sei Leben *in* der Natur, *mit* der Natur sowie – und das schien Baumgartner angesichts grassierender Romantizismen besonders wichtig – *gegen* die Natur. Eine Versöhnung und letzte Vermittlung sei für eine endliche Vernunft nicht möglich. Danach habe der Mensch seinen Umgang mit der Natur auszurichten.

## Das Naturwesen Mensch beutet die Natur aus

*Paul Erbrich* SJ, Professor für Naturphilosophie an der Münchner Hochschule für Philosophie, zeigte die sich abzeichnende heikle Situation *versiegender Rohstoffquellen* und zunehmend wachsender *Umweltverschmutzung* auf – eine Entwicklung, der eine spezifische Dynamik zugrunde liege, die anderen Zeiten völlig fremd war. Erbrich machte vor allem vier sich an der Schwelle zur Neuzeit ereignende Übergänge für diese Dynamik verantwortlich: Von der Spekulation über Natur zur experimentellen Naturwissenschaft; von der diffusen Energie (Sonne, Wind, Wasser) zum allzeit verfügbaren Energievorrat (Kohle, Öl, Gas); von der feudalen Versorgungswirtschaft zur kapitalistischen Erwerbswirtschaft; von der autoritären Gesellschaftsform zur liberal-egoistischen.

Die Struktureinheit dieser Entwicklungslinien könne man auch, so Erbrich, als den „siamesischen Drilling“ Wissenschaft-Technik-Wirtschaft bezeichnen, eine Superstruktur mit Maximierungs- und Optimierungszwang: Schrumpft ein Faktor des Systems, so schrumpfen aufgrund des komplexen systemischen Zusammenhanges alle anderen Faktoren, was letztlich den Kollaps des Gesamtsystems zur Folge hätte. Diese Dynamik bedingt den ungeheuren Rohstoff- und Energieverbrauch sowie die Umweltverschmutzung von ungeheurem Ausmaß. Es herrsche zwar Einigkeit, daß etwas getan werden müsse, nicht aber darüber, *was* zu tun sei. Die Vorstellungen reichen hier von der technisch-organisatorischen Lösung einer Ökodiktatur über die Vorstellung einer neuen, „sanften“ Technik bis hin zu einem rigiden Verzicht auf ein weiteres Fortschreiten von Technik, Wissenschaft und Wirtschaft.

Große Beachtung fanden in München die Ausführungen des renommierten Biologen und Humanethologen *Irenäus Eibl-Eibesfeldt*. Seine Arbeitsgemeinschaft beschäf-

tigte sich mit dem „Naturwesen Mensch aus Sicht der Verhaltenswissenschaft“. Das Verhältnis des Naturwesens Mensch zur ihn umgebenden Natur sei das der reinen Ausbeutung. Dem Menschen, so der Lorenz-Schüler, sei kein biologisches Programm für eine Schonung der Natur mitgegeben. Sein biologisches Programm sei vielmehr das einer Wachstumsstrategie. Anders als bei Hunger und Sexualität fehlten beim Herrschaftsstreben über die Natur die „abschaltenden Endsituationen“ einer Befriedigung. (Erstaunlich, wie sich hier Parallelen zu den philosophisch-ökonomischen Reflexionen von Prof. Erbrich zwanglos ergaben.) Eibl-Eibesfeldt war jedoch weit entfernt, in dieser Hinsicht einem Naturalismus das Wort zu reden und die Unumgänglichkeit solcher Ausbeutung zu behaupten. Denn das Naturwesen Mensch sei auch Kulturwesen, und als „Kulturwesen von Natur“ könne sich der Mensch selbst steuern und „kulturell indoktrinieren“. Und diese kulturellen Verhaltensbestimmungen könnten ebenso stark sein wie die biologischen. Eibl-Eibesfeldt vertrat angesichts der ökologischen Krise eher einen gedämpft optimistischen denn einen pessimistischen Standpunkt, wenn er mit dem Begriff der Indoktrinierung zur Erreichung des Sinneswandels von der grenzenlosen Naturexploitation zur Naturschonung auch die Sprache des Behaviorismus und der Herrschaft führen mußte.

## Was bringt der Rückgriff auf die Geschichte?

Der Freiburger klassische Philologe *Wolfgang Kullmann* betonte in seiner Arbeitsgemeinschaft „Natur und Mensch bei Aristoteles“, daß das antike Natur- und Menschenverständnis auch noch für unsere Zeit fruchtbar gemacht werden könne. Dem Menschen bei Aristoteles – so Kullmann – eignet zwar durch seine Vernunft eine Sonderstellung gegenüber der übrigen Natur; dennoch bleibt er in dieser Natur verwurzelt. Dieses prekäre Verhältnis werde deutlich bei der Aristotelischen Bestimmung des Verhältnisses Natur-Technik. Daß der Mensch etwas rein aus sich und im Gegensatz zur Natur machen könne, liege außerhalb des antiken Horizonts. Vielmehr gilt Aristoteles die menschliche Technik als Nachahmung und Verlängerung der Natur. Dem Menschen steht es zwar zu, die Natur dort, wo sie erkennbar nicht zu ihrem Ziel gekommen sei, zu vervollkommen, aber er habe dabei immer nur dieser Zielstruktur zu folgen, und nur das zu vollenden, was potentiell und tendenziell in der Natur schon angelegt ist. Das natürlich-lebendige Aus-sich-Sein und das menschlich-technische Handeln verbinde die Strukturidentität von Material-, Form-, Wirk- und Zielursache.

Von einer anderen Seite, aber doch mit gleicher Intention opponierte der Erlanger Philosoph *Manfred Riedel* der neuzeitlichen naturwissenschaftlich-technischen Naturzurichtung: Nicht durch Rückgriff auf antike Vorstellungen, sondern durch Thematisierung der Begriffe

Schönheit und Zweckmäßigkeit im Anschluß an Wilhelm Dilthey, dem Vater der Grundlegung moderner Geisteswissenschaften. Riedel betonte, daß Natur von der Erfahrung des Lebendigen und nicht des Toten verstanden werden müsse. Durch das quantifizierende Vorgehen der neuzeitlichen Naturwissenschaft werde dieses Lebendige zerstückelt und die Erfahrung universaler Naturteleologie, durch welche sich der Mensch mit der Natur verbunden weiß, zerstört. Der Mensch gehe dadurch seines Sinnes für das Ganze (seines Totalsinns) verlustig. In der Bewunderung der Schönheit einer Gegend sind nicht nur wir in der Gegend, sondern die Gegend ist auch in uns. Dilthey gehe dabei so weit, für dieses Verhältnis einen ähnlichen Einheitspunkt anzunehmen wie für das Anerkennen und Verstehen von Personen, schränke aber diese Annahme dann wieder ein, um sie für das Dasein des Baumes geltend zu machen. Eine Naturhermeneutik sei dazu berufen, diese Momente zu konturieren und sie genuin zur Geltung zu bringen.

Wie schwierig es ist, solch korrektive Funktion moderner Natur-Hermeneutik im neuzeitlichen Mechanisierungsprozeß wirksam werden zu lassen, belegte der Bochumer Philosoph *Michael Drieschner* zum Thema „Natur‘ im Verständnis der modernen Naturwissenschaft“. Drieschner, Weizsäcker-Schüler und von Haus aus Physiker, betonte nicht nur wie Riedel den Herrschaftscharakter neuzeitlicher Naturwissenschaft, sondern verteidigte auch deren *Anspruch auf Wahrheit*. Einzig in der objektivierenden Naturwissenschaft könne man Aussagen machen, die von jedermann und an jedem Ort nachgeprüft werden könnten. Eine bessere Naturerkenntnis gebe es nicht und die Bestrebungen nach einer spekulativen Physik könne er nicht gutheißen. Naturwissenschaft vermittele richtiges Wissen, das zu Problemlösungen eingesetzt werden könne. Festzustellen, auf welche Weise und zu welchem Zweck man dieses Wissen einsetze, sei Aufgabe des politisch-moralischen Diskurses.

## Was kann die Theologie leisten?

Die Aufgabe eines Brückenschlages zur Theologie fiel dem Würzburger Dogmatiker *Alexandre Ganoczy* zu. Die einstigen Schwächen der Theologie, ihr bloß negatives Verhältnis zur aufkommenden neuzeitlichen Physik und Evolutionstheorie, münzte er durch positive Adaptierung dieser Theorien in Stärken um. Wenn Schöpfungstheologie, so Ganoczy, ihre Berührungsgänge zu neuzeitlich-naturwissenschaftlichen Theorien aufgabe, sei sie geeignet, sich in ein für Mensch *und* Natur förderliches Verhältnis zur Natur zu setzen sowie Naturgeschichte und Heilsgeschichte zu vermitteln. Sie brauche sich nicht mehr den Vorwurf der Beihilfe zur Ausbeutung der Natur (Stichwort: Machet euch die Erde untertan, Gen 1,28) gefallen zu lassen – ein Vorwurf, der sich schon durch eine adäquate Textexegese dieser „anrühigen“ Stellen nicht mehr halten lasse.

Mit den Quellen Bibel, Thomas v. Aquin und „Gaudium

et spes“ konnte Ganoczy darlegen, daß man aus christlichem Verständnis die Natur positiv bewerten könne – trotz des Bösen in ihr. Gerade für die gegenwärtige ökologische Krise müsse man dieses Naturverständnis herausstellen und mit der Bestimmung des Menschen als eines „Naturwesens in Sterblichkeit und Schuld“ korrelieren. Der Mensch sei Erde (*‘adamah*), „Mitgeschöpf unter Mitgeschöpfen“ und als verantwortliches „Bild Gottes“ zur schonenden und schützenden „Hirtenherrschaft“ berufen. Christliche Glaubensethik, die eine natürliche Sympathieethik integriere, sei eher als fernöstliche Beschaulichkeit und animistische Naturreligion imstande, der fortschreitenden Zerstörung der Mit- und Umwelt Einhalt zu gebieten.

Das Vernichtungspotential des gegenwärtigen Standes der Technik erweckt das dringliche Bedürfnis nach moralischer Domestikation solchen Unwesens. Und wenn letztlich ein verkürzter Naturbegriff für das ganze Desaster verantwortlich ist, dann werden Bemühungen verständlich, rechte Handlungsanweisungen aus einem wahren Naturbegriff zu gewinnen. Diesem Unternehmen widmete sich der Sozialethiker *Walter Kerber SJ* (München). Dabei seien – so Kerber – nicht allein die äußeren Lebensbedingungen der Umwelt zu achten. Der Mensch selbst sei Naturwesen mit all seinen Anlagen, Fähigkeiten und Neigungen, die es durch das Urteil der Vernunft in eine rechte Ordnung zu bringen gelte. Zwar könne aus einem Seinssatz kein Sollenssatz abgeleitet werden, aber die Kenntnisse dieser Natur seien unabdingbar für die Erstellung moralischer Gebote: „Nicht der Übergang vom Sein zum Sollen ist das wirkliche Problem. Würden wir den Menschen, seine Natur und seine Umwelt besser kennen, wüßten wir auch besser, was wir tun *sollen*.“

## Zwischen ökologischer Ethik und dichterischer Fundamentalversöhnung

Den jüngsten Sproß normativer Ethik, die ökologische Ethik, stellte *Dieter Birnbacher*, Akademischer Rat für Philosophie der Naturwissenschaften an der Gesamthochschule Essen, vor. Die ökologische Ethik setze sich mit Normen, Werten und Motivationen auseinander, von denen das menschliche Verhalten gegenüber der Natur bestimmt ist bzw. bestimmt sein sollte. Als Leitfrage dient hier: Gibt es moralische Prinzipien für den Umgang mit der Natur? Ökologisches Denken bedeute eine Zunahme an Komplexität, ein Hinausgehen über die Komplexitätsreduktion bisheriger Wissenschaft (Berücksichtigung der Nebenwirkungen; Beachtung des Gesamtkomplexes; Beachtung der erst für folgende Generationen relevanten Nebenwirkungen etc.). Gefordert sei deshalb eine Steigerung der Rationalität, die ohne die Naturwissenschaften nicht zu denken sei. Einem neuen Einheitsmythos, gleich welcher Couleur, müsse deshalb eine Absage erteilt werden. Wie kontrovers jedoch die Positionen der Ethiker schon in den generellen Begründungssätzen sind – von den Differenzen in Einzelfragen

ganz zu schweigen –, zeigte eine von Birnbacher vorgenommene Klassifikation der z. Z. vertretenen Positionen:

- Der *anthropozentrische* Ansatz: ein moralischer Status wird nur dem Menschen zuerkannt, und nur bezüglich des Menschen ist die Natur schützens- und erhaltenswert.
- Der *pathozentrische* Ansatz: *sofern* die Tiere leidensfähig sind, wird ihnen ein Selbstwert zuerkannt.
- Der *biozentrische* Ansatz: allen Lebewesen wird ein moralischer Status zuerkannt.
- Der *holistische* Ansatz: die gesamte Natur, also auch die mineralische, hat Selbstwert und ist als Selbstzweck, nicht aber um des menschlichen Nutzens willen schützenswert.

Birnbacher rechnete sich selbst dem pathozentrischen Ansatz zu. Nur dieser könne in einer entzauberten Welt den Aporien des Anthropozentrismus entgehen und dennoch Anspruch auf Allgemeingültigkeit erheben. In der Konsequenz daraus sprach er nur den leidensfähigen Tieren moralische Rechte zu, die wegen der fehlenden Artikulationsfähigkeit der Tiere bezüglich ihrer Interessen allerdings nur advokatorisch von Menschen vertreten werden können. Als entscheidendes Problem dieses Ansatzes bleibe jedoch die genaue Grenzziehung zwischen bewußt-leidensfähigen Tieren höherer Ordnung und den unbewußt-reagiblen Tieren niederer Ordnung sowie die quantifizierende Abwägung zwischen den „Kosten“ tierisches Leid und dem „Nutzen“ menschliches Wohlergehen, etwa bei medizinischen Versuchen.

Eine Option ganz anderer Art zur Lösung der moralisch-technischen Krise stellte der Würzburger Philosoph *Heinrich Rombach* in seinem Abendvortrag „Menschlicher Gott – natürlicher Mensch – göttliche Natur. Die Gegenwart von Hölderlins ‚Friedensfeier‘“ vor. Hölderlins Entwurf einer Versöhnung von Mensch und Natur basiere auf der Erkenntnis vom Ende des bloß negativen Gegeneinander geschichtlich-absoluter Entwürfe. Nach diesem Ende der Geschichte, die nur als Göttergeschichte verstanden werden könne, die von der Natur freigegeben wurde, könne der natürliche Mensch wieder zum Frieden mit sich und der Natur kommen, einer Natur, die nicht anders denn als Mutter und göttlich gefaßt werden kann. Daß diese Konzeption auch für unsere Zeit fruchtbar zu machen und kein schlechter Romantizismus sei, führte Rombach drastisch am „Waldsterben“ vor: Je mehr Technik der Mensch hier einsetze, um so mehr zerstöre er den Wald. Helfen würde allein ein Umdenken über den Wald. Der Wald sei etwas Göttliches, und wir seien ihm nicht gegenübergestellt, sondern selbst Natur. Die experimentelle Wissenschaft sei zwar nicht zu verteufeln, ihre „Erfahrung“ sei aber eine sehr beschränkte Erfahrung von Wirklichkeit. Man müsse für andere Erfahrungen offenbleiben, für die Erfahrung der göttlichen Natur, die vergessen zu haben der Monotheismus und die christliche Theologie das ihrige beitrugen. Rombach: „Nur das natürliche Verhalten rettet die Natur, nicht das technische.“

Um innerzeitliche Differenzierungen bzw. der Abwehr von Simplifizierungen ging es in der Arbeitsgemeinschaft des Innsbrucker Philosophen *Wolfgang Röd* und von *Norbert Brieskorn* SJ, Professor für Sozial- und Rechtsphilosophie an der Münchner Hochschule für Philosophie. Röd unterschied in der „Auffassung der Natur in der Philosophie und Wissenschaft des 17. Jahrhunderts“ drei systematische Positionen, die man keinesfalls über den einen unsauberen Kamm „mechanistische Naturzerstückelung“ scheren dürfe. Bei Descartes habe die Naturerfassung durchaus noch einen metaphysischen Hintergrund, und die Abhängigkeit von Gott sei das Charakteristikum des Natürlichen. Eine rein mechanistische Naturkonstitution, die sich auch auf den „Körper“ Staat erstreckte, setze sich erst bei Bacon und vor allem Hobbes durch. Eine Synthese von mechanistischer und metaphysischer Naturauffassung kennzeichneten dann die Konzeptionen von Spinoza und Leibniz.

### Es gibt kein „Zurück zur Natur“

Richtigstellungen nahmen auch Prof. Brieskorn in bezug auf *Jean-Jacques Rousseau* vor. „Zurück zur Natur!“ – der Rousseausche Imperativ zur Heilung alles kulturell-zivilisatorischen Übels hochkomplexer Gesellschaften? Hierzu Rousseau selbst: „Was denn? Soll man die Gesellschaften zerstören, Dein und Mein vernichten und dazu zurückkehren, in den Wäldern mit den Bären zu leben? Ein Schluß nach der Art meiner Gegner ...“ Der bleibende Gehalt von Rousseaus Denken, so Brieskorn, liege vielmehr in den anhand eines nicht-idyllischen Naturzustandes erarbeiteten Kriterien zur Beurteilung der Kosten, die wir dem Zivilisationsprozeß entrichten müssen. Mit diesen Kriterien als Maßstab könnten auch an unserem heutigen gesellschaftlichen Zustand sinnvoll Korrekturen angebracht werden.

Ein letztes Wort zum Thema „ästhetische Kompensation“ des von den Naturwissenschaften durchgesetzten „Entfremdungswissens“ sprach dann der Münchner Literaturwissenschaftler *Wolfgang Frühwald*: Die *romantische Literatur* nehme Bezug auf den Entfremdungsprozeß neuzeitlicher Rationalisierung und suche für die durch die neuzeitliche Naturwissenschaft mechanisierte und partikularisierte Natur eine neue Einheit zu finden. Dem Entzauberungsprozeß der alle Qualitäten in Quantitäten auflösenden Naturwissenschaft läßt sie eine neue, eine ästhetische Einheitsstiftung folgen. Die Entfremdung sollte, dies wurde etwa bei Eichendorff belegt, ästhetisch eingeholt, der Entfremdungsprozeß aber dadurch nicht nur kompensiert, und durch solche Kompensation dann letztlich doch gutgeheißen, sondern dadurch auch kritisiert werden. In dem Augenblick aber, wo solche Ästhetisierung in der Dichtung selbst zum Klischee werde (etwa bei Geibel oder Heyse) und außerdem in gesellschaftlich-soziale und individuelle Prozesse übergehe – man sieht mit ästhetisch-schablonierten Augen und bringt sich dadurch gerade um eine genuine Erfahrung von Natur –,

erklärt sich die avancierte Kunst selbst zum Gegner solcher Ästhetisierung: Die ästhetisch allzu vertraute Natur werde nun selbst als fundamental fremde Natur vorgestellt – ein Vorgang, der paradigmatisch anhand Rilkescher Texte sowie Texten der gegenwärtigen Kunst, die diesen Entfremdungsprozeß durch die Parodie potenziere, erläutert wurde.

### Neuer Blick aufs Ganze – aber auf dem erreichten Rationalitätsniveau

Was ist der Ertrag einer solchen Mammutveranstaltung mit immerhin 13 Referenten aus dem breiten – und ob dieser Breite nicht selten auch verwirrenden und nicht mehr zu synthetisierenden – Spektrum deutscher Hochschullandschaft? Zunächst gilt festzuhalten: Die technisch-ökologische Krise ist nicht nur nicht spurlos an der akademischen Philosophie und Wissenschaft vorübergegangen, sie nimmt mittlerweile einen gewichtigen Platz in der philosophischen Reflexion ein – und in Zukunft werden die Präferenzen dringlicher philosophischer Fragestellungen eher zugunsten als zuungunsten dieser Thematik ausfallen, das läßt sich jetzt schon mit einiger Sicherheit vermuten. Und das ist nicht nur funktional, sondern auch „moralisch“ geboten. Denn es sind ja die Kinder der Philosophie, die sich in Form verselbständigter Wissenschaft im Gang abendländischer Rationalisierung von ihr trennten und auf Regionen spezialisierten – und damit den Blick aufs Ganze verloren und die verheerenden Probleme heraufführten. Kann die Mutter also ihren Kindern ins Gewissen reden und sie zur Abkehr von zu eng verstandener „Sachlichkeit“ bewegen? Wird die Frage bejaht, so folgt ihr sofort eine neue auf dem Fuß: Auf welche Weise kann sie denn das?

Ansätze – das belegte nicht erst die Tagung – gibt es viele. Ein ausgefeiltes Programm zur Therapie dieses eingeschränkten Blickes hat wohl niemand – und das ist auch gut so. Denn angesichts der Komplexität gegenwärtiger Zustände wäre es doch nur eine Ideologie, die die Probleme nicht mindern, sondern mehrten würde. Und bedenkt man, daß die beinahe schon zu Klassikern avancierten Väter der gegenwärtigen philosophischen Strömungen, Heidegger, Adorno, Gehlen, sich außerstande sahen, philosophisch ausweisbare Direktiven zur Lösung der Krise anzubieten, so dünken einen schon erste Ansätze der Schüler gewaltig (bisweilen können sie auch erschrecken). Die Schwierigkeiten zur Behebung der Krise dürften letztlich darin liegen, daß *gegen* den verkürzten Zugriff technisch-instrumenteller Rationalität wieder der *Blick aufs Ganze* gewonnen werden muß – und daß er in unserer ausdifferenziert-komplexen Situation, in der die auf kultureller Ebene gewonnenen Rationalitätsstrukturen längst gesellschaftlich institutionalisiert und individuell sedimentiert sind, wiederum nur *mit* dieser Rationalität gefunden werden kann. Bloße Gegenentwürfe (im Sinne des radikalen Anti) haben deswegen keine Chance, fruchtbar zu werden.

Man mag das bedauern, aber damit ist nichts gewonnen. In der gegenwärtigen Lage scheinen nur die Entwürfe (kognitiver, praktischer und ästhetischer Art) nicht ganz sinnlos (um nicht sagen zu müssen: erfolgversprechend) zu sein, die sich in irgendeiner Form an das *Niveau erfolgter Rationalisierung* „anschließen“ lassen. Denn allzu rasch fällt man sonst hinter das Niveau erreichter Erkenntnisse zurück – und um ein sehr hohes Niveau handelt es sich bei der Rationalitätsdifferenzierung in der Tat –, allzu leicht verfällt man einer ganzheitlich überhöhten und mythisch nobilitierten Vorstellung von Natur, geraten allgemeine Reflexionen über deren „Wesen“ zur pu-

ren Ideologie, die sich mit den Unverbindlichkeiten vorgeblicher Argumentationsgänge drapiert. Die euphorisch ganzheitlich-vernünftige Weltvernunft des Philosophen bewohnt dann ein Haus, das kein nüchtern detailverständiger Lebensweltbewohner oder gar Wissenschaftler bzw. Techniker beziehen würde – womit nur ein weiterer Schritt zur bloßen Differenzierung getan wäre, die zu beheben der Philosoph gerade ausgezogen war. Was als Heilmittel gedacht war, würde sich so als Gift zur Beschleunigung der Krankheit entpuppen. – Und was bliebe, wenn solch ein Abschluß nicht gelänge? Vermutlich nur die Geste des Abwinkens. *Günter Seibold*

## Wie soll die Altenpflege finanziert werden?

Die verschiedenen Lösungsmodelle und die Probleme, die sie aufwerfen

*Zwei Millionen Pflegebedürftige in der Bundesrepublik warten auf eine bessere soziale Absicherung. Von dieser Zahl ging jedenfalls die Bundesregierung in einem in der vergangenen Legislaturperiode vorgelegten und wieder in der Versenkung verschwundenen Entwurf für ein Pflegeverbesserungsgesetz aus. Inzwischen sind die Überlegungen darüber fortgeschritten, verschiedene Finanzierungsmodelle einer verbesserten Pflegeversicherung werden diskutiert. Zur Entscheidung steht zum einen die Frage einer eigenen Pflegeversicherung oder Finanzierung innerhalb der gesetzlichen Renten- resp. Krankenversicherung, zum anderen, welcher Art von Pflege wird der Vorzug gegeben, der häuslichen, soweit möglich und organisierbar, oder der Heimpflege mit ihren finanziellen und sozialen Vor- und Nachteilen.*

Fast 90% der Pflegebedürftigen werden nach Erhebungen von Socialdata im Auftrag des Bundesfamilienministeriums in ihrer häuslichen Umgebung meist von Familienangehörigen versorgt. Davon zählt die Bundesregierung rund 210 000 zu den *Schwerstpflegebedürftigen* und weitere 420 000 zu den *Schwerpflegebedürftigen*. Beide Gruppen sind auf ständige Hilfe und Betreuung angewiesen. Rund 260 000 Pflegebedürftige werden in *Heimen* betreut. Nach Angaben der Bundesregierung sind zwei Drittel der zu Hause versorgten Pflegebedürftigen älter als 64 Jahre, ein Viertel ist mehr als 80 Jahre alt. Da die Zahl der alten Deutschen in den nächsten Jahrzehnten ansteigen wird, geht man davon aus, daß auch die Zahl der Pflegebedürftigen zunimmt.

Heute werden die meisten Pflegebedürftigen zu Hause, meist von Familienangehörigen versorgt. Da die Erwerbstätigkeit insbesondere auch von Frauen zunimmt und die Familienbindungen schwächer werden, kann davon ausgegangen werden, daß die Bereitschaft von Familienangehörigen zur Betreuung ihrer Eltern oder Schwie-

gereltern abnimmt. Gleichzeitig steigen die Kosten. Bei häuslicher Versorgung und einem täglichen Pflegeaufwand von zwei Stunden geht man heute von monatlichen Kosten in Höhe von etwa 1200 Mark aus. Bei stationärer Pflege werden je nach dem Grad der Pflegebedürftigkeit 1500 bis 2700 Mark monatlich als reine Pflegekosten angesetzt. Dazu kommen die üblichen Kosten für die Unterbringung im Altersheim, so daß insgesamt 4000 Mark monatlich nicht ungewöhnlich sind.

Diesen Betrag kann kaum ein Betroffener aus laufenden Einnahmen, etwa der Rente, decken. Daher mußten 1986 bereits sieben von zehn Pflegebedürftigen in Heimen *Sozialhilfe* beantragen. Die Belastung der Sozialhilfe in diesem Bereich nimmt ständig zu, so daß die Kommunen als Träger der Sozialhilfe die stärksten Verbündeten der Pflegebedürftigen bei der Forderung nach einer neuen sozialen Absicherung des Pflegerisikos sind. 1986 wurden mehr als sieben Milliarden Mark, rund 30% der gesamten Sozialhilfeeleistungen, für die Hilfe zur Pflege ausgegeben. Für den einzelnen Pflegebedürftigen bedeutet dies, daß seine Rente bis auf ein Taschengeld eingezogen, das Vermögen des Pflegebedürftigen nach und nach aufgezehrt und, soweit möglich, das Einkommen von Angehörigen eingezogen wird.

## Modelle der Bundesregierung und der Länder

Die Bundesregierung, die Länder, Parteien, Interessenverbände, Wissenschaftler und das private Versicherungsgewerbe haben inzwischen *zahlreiche Modelle* entwickelt, mit dem Ziel, die Finanzierung des Pflegefallrisikos neu zu regeln. Unterschieden werden muß dabei zwischen sozialversicherungsrechtlichen Regelungen entweder innerhalb der gesetzlichen Krankenversicherung oder als neuer Zweig der Sozialversicherung und Lei-